

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 33 (1957-1958)
Heft: 2

Artikel: Ich bin Privat-Detektiv
Autor: Bitsch, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073446>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



H. Siegen

Ich bin Privat-Detektiv...

VON PAUL BITSCH

«In dem Augenblick, in dem der mysteriöse Besucher sich anschickte, das Sprechzimmer zu verlassen, drückte der Meister-Detektiv auf einen gelben Knopf, der unauffällig in die Tischplatte des Pultes einmontiert war.

Die Sekretärin im Vorzimmer wußte, der Mann muß beschattet werden. Der geheimnisvolle Unbekannte schien so etwas zu vermuten. Während er zur Untergrund-Station schritt, schaute er sich mehrmals um, dann fuhr er zwei Stationen weit, wechselte in eine andere Linie, um schließlich in der 34. Straße auszusteigen; dort bestieg er einen Autobus, verließ ihn aber wieder nach einigen Minuten, um in einen vorüberfahrenden Taxi zu springen.

Aber alle diese Kniffe nützten ihm nichts, sein Schatten blieb ihm auf den Fersen.»

Wenn Sie schon irgend einmal einen Detektiv-Roman gelesen haben, so sind Ihnen solche Darstellungen vertraut.

Die Technik der Beschattung

In Wirklichkeit sind Beschattungen außerordentlich schwierig durchzuführen, weil man das Opfer oft plötzlich aus den Augen verliert.

Man kann wohl beobachten, wie es eine Wirtschaft betritt, aber man sieht nicht, wie es wieder herauskommt. Es ist unglaublich, wie viele Restaurants zwei Ausgänge haben.

Eine weitere Schwierigkeit besteht darin, daß man den Richtigen beschattet, und nicht jemanden, der ihm ähnlich sieht. Man läßt sich deshalb eine Anzahl Photographien geben und prägt sich diese ein. Man macht sich auch mit seinen Lebensgewohnheiten vertraut.

Jeder Jäger weiß, daß auch die frei lebenden Tiere einen erstaunlich geregelten Lebensablauf haben. Zu einer bestimmten Zeit passieren sie eine bestimmte Waldlichtung, trinken an einem

bestimmten Bach. Mit den meisten Menschen ist es nicht anders.

Wir wissen, der Mann, den wir verfolgen, betritt ein Trottoir oder eine Treppe immer mit dem linken Bein, er kauft jeden Morgen am gleichen Kiosk die gleiche Zeitung, bevor er in den Bus steigt. Wir wissen, daß er mit Fräulein Bernoulli, die an der übernächsten Station einsteigt, gewöhnlich einige Worte wechselt, sich dann verabschiedet und ins Büro geht. Nach Büroschluß trinkt er immer noch einen Becher im «Rößli».

Diese Vertrautheit erleichtert die Verfolgung, aber sie erschwert sie gleichzeitig. Wenn wir den zu Beschattenden das erste Mal leiblich vor uns sehen, ist er bereits ein alter, vertrauter Bekannter. Er geht fünf Schritte vor einem, plötzlich dreht er sich um und schaut einem ins Gesicht. Wenn Sie nicht viel Übung besitzen, zucken Sie in diesem Augenblick zusammen.

«Jetzt hat er mich erkannt», denken Sie. Weil Sie ihn kennen, meinen Sie, er müsse Sie auch kennen. Dabei hat er natürlich noch nie von Ihnen gehört, noch Sie je gesehen.

Aber nun hat er bemerkt, daß Sie zusammengefahren sind und wird mißtrauisch. Jetzt gibt es nur noch eines, die Verfolgung abzubrechen. Aber auch mit viel Übung ist es oft schwer, zu vermeiden, daß der Observat Verdacht schöpft, daß ihm auffällt, daß sich immer die gleiche Person in seiner Nähe befindet. Am leichtesten prägt sich der Hut ein. Wir tragen deshalb außer dem Hut, den wir auf dem Kopf tragen, oft noch zwei bis drei zusammenlegbare Kopfbedeckungen in der Innentasche unseres Lodenmantels. Dadurch wird verhindert, daß der Observat sich sagt: «Habe ich nicht schon heute morgen den Mann mit dem großen Filzhut, oder mit dem dunkelblauen Beret irgendwo getroffen?» Er merkt, daß er beschattet wird und sucht sich der Verfolgung bewußt zu entziehen.

Ein Beispiel:

Ein hübsches junges Mädchen aus der Umgebung Winterthurs kam zu mir, weil sie ihren Bräutigam der Untreue verdächtigte.

«Er hat mir in der letzten Zeit immer wieder im letzten Moment ein Rendez-vous mit irgend einer fadenscheinigen Begründung abgesagt, auch heute wieder», erklärte sie.

Um 18 Uhr parkierten mein Mitarbeiter und ich unseren VW in einer Seitengasse, von wo aus wir den parkierten Wagen des fraglichen

Mannes beobachten konnten. Um 18.15 Uhr fährt der Beschattete weg und hält kurz darauf vor einem Restaurant. Nach zwanzig Minuten kommt er wieder heraus und fährt nun eine halbe Stunde ziellos in den Straßen herum. Dann fährt er zu seiner Pension und kommt nach 20 Minuten umgezogen wieder heraus. Nun geht die Fahrt nach Zürich. Dort trinkt er einen Kaffee in der Altstadt, kommt aber bald wieder heraus, um auf dem Trottoir auf und ab zu spazieren. Offenbar wartet er auf jemanden.

Mein Kollege und ich stellen uns in der Nähe im Halbschatten auf. Um neun Uhr nähert sich eine gut angezogene, jüngere Dame in einem weiten Mantel. Die beiden begrüßen sich herzlich. Sie hängt ihm sofort intim ein, und sie gehen munter plaudernd zum nahen Wagen. Die Fahrt geht nun dem rechten Zürichsee-Ufer entlang. Irgendwo biegt der Verfolgte in einen Seitenweg ab und stellt den Motor ab. Wir machen in einiger Entfernung das gleiche.

Mein Mitarbeiter schleicht nun vom Feld her gegen den stehenden Wagen. Das Licht der Straßenlaterne, das von einiger Entfernung von hinten durch das Autofenster dringt, ergibt eine deutliche Silhouette. Die Umrisse der Schatten lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß die Beziehungen recht herzlich sind.

Plötzlich wird mein Mitarbeiter entdeckt. Der Liebhaber gibt sofort Gas und der Mann entgeht uns tatsächlich; aber wir haben gesehen, was wir sehen mußten.

Bei einer Autoverfolgung muß man darauf achten, daß man hin und wieder einen andern Wagen dazwischen läßt, damit der Verfolgte im Rückspiegel nicht immer den gleichen Wagen sieht. Das läßt sich aber nur auf langen Strecken machen, wo nicht Verkehrssignale die Kolonne plötzlich abschneiden. Nachts hilft man sich dadurch, daß man das Licht von Zeit zu Zeit wechselt, vom Scheinwerfer über die gewöhnliche Beleuchtung zum Stadtlicht. Gelegentlich fahre ich nur mit der Nebellampe, damit der Observat den Eindruck bekommt, daß ihm eine ganze Reihe von Wagen folgt.

Auf unbelebten Straßen geht es nicht anders, als von Zeit zu Zeit das Licht ganz auszuschalten.

Gelegentlich habe ich mit Observatoren zu tun, die meine Kräfte bis zur Grenze meiner Leistungsfähigkeit beanspruchen. So mußte ich einmal einen vermöglichen Geschäftsmann im

Auftrag seiner Frau an der Frankfurter Messe beschatteten. Die Frau hatte mir angegeben, wo sich ihr Gatte einlogieren werde und es gelang mir, in einem Hotel schräg vis-à-vis ein Zimmer zu erhalten. Sobald er das Hotel verließ, heftete ich mich an seine Fersen. Mit eiserner Energie lief er stunden- und stundenlang alle Stände ab, ich hintendrein. Es war ein richtiges Problem für mich, dem athletisch gebauten Manne, der sich mit Kraft seinen Weg durch das Menschengewimmel schaffte, auf der Spur zu bleiben.

Wenn er sich in ein Restaurant begab, so eilte er so, daß er schon wieder daran war, das Lokal zu verlassen, kaum hatte ich mit Essen begonnen. Es blieb mir nichts andres übrig, als mich tagsüber marschierend von Messe-Würstchen zu ernähren.

Aber das war noch nicht alles. Am Abend, wenn jeder normale Mensch, der solche Strapazen hinter sich hat, todmüde ins Bett sinkt, warf sich mein Observat mit ungebändigter Energie in das Nachtleben. Variété um Variété wurde besucht, und bis am frühen Morgen zog er von Lokal zu Lokal.

Wenn ich am andern Morgen gehofft hatte, er werde sich von den Strapazen durch eine verlängerte Nachtruhe erholen, so wurde ich eines besseren belehrt. Als ich am zweiten Morgen um neun Uhr meinen Beobachtungsstand am Hotelfenster enehmen wollte, mußte ich feststellen, daß er bereits ausgeflogen war. Erkundigungen beim Concierge ergaben, daß er das Hotel um halb neun Uhr verlassen hatte.

Bei diesem Tageslauf blieb es vom Montag bis Donnerstag. Kurz vor meinem körperlichen und seelischen Zusammenbruch schien auch er von dieser Art Leben genug zu haben und reiste plötzlich ab.

Es war mir nicht gelungen, ihm irgend etwas nachzuweisen.

**Es kann
auch gefährlich werden**

Ein Klient erzählte mir, daß er jeden Dienstag im Nachbardorf im Männerchor singe. Er habe nun das unbestimmte Gefühl, seine Frau werde an diesem Abend von einem Liebhaber besucht.

Am nächsten Dienstagabend legte ich mich in dem stattlichen Obstgarten, der das Einfamilienhäuschen umgab, auf die Lauer. Links vorne war die Haustüre, dort konnte keiner unbemerkt hinein, rechts neben dem Hühner-

stall waren Garten und Haus durch ein Hintertürchen verbunden. Dieses wollte ich besonders gut im Auge behalten.

So stand ich seit anderthalb Stunden hinter einem Bäumchen. Durch die erleuchteten Fenster konnte ich sehen, daß die Ehegattin strickte. Alles war ruhig. Die Hühner schliefen, ein Büsi schlich durch das Gebüsch, in der Ferne hörte man einen Hund bellen.

Die Turmuhr hatte eben zehn Uhr geschlagen, da hörte ich plötzlich ein leises Knirschen von der Straße her. Im Halbdunkel konnte ich erkennen, wie eine Gestalt ein Velo ins Gras an der Böschung legte und dann hinter dem Haus verschwand.

Ich horchte angespannt. In diesem Augenblick sah ich, wie sich die Gestalt um die Hauscke herum gegen einen Gartenschopf schlich.

«Aha», dachte ich, «dort findet das Rendezvous statt.»

Aber ich hatte mich getäuscht, nach einigen Sekunden tauchte die Gestalt wieder auf und schritt geradewegs auf mich zu. Jetzt sah ich, daß es ein stattlicher Mann war. In der einen Hand trug er einen knüppelartigen Stock und schon sprang er mit einem Satz auf mich zu, mit der eindeutigen Absicht, diesen Knüppel auf meinen Schädel heruntersausen zu lassen. Zum Glück konnte ich in der letzten Sekunde entweichen, dann flüchtete ich Hals über Kopf gegen das Feld hinaus.

Kaum hatte ich aber den Schatten des Hauses verlassen, so hörte ich hinter mir rufen: «Herr Bitsch, Herr Bitsch, ich bins.»

Die Verwechslung klärte sich auf. Es war der Ehemann selbst, der, von Eifersucht geplagt, früher als gewöhnlich zurückgekehrt war. Er wußte nicht, daß ich das Haus bereits überwachte.

«Schon von weitem sah ich», berichtete er, «daß der Stamm des Zwetschgenbäumchens eine eigenartige Form hatte. Ich dachte, dem Kerl will ich mit der Velopumpe eines auf das Dach geben, daß ihm die Freude an seinem Liebesabenteuer ein für alle Mal vergeht.»

Noch gefährlicher wurde es in einem andern Fall. Ich besuchte einen Kunden, dessen Frau ich seit einigen Wochen ohne Erfolg überwachte, in seiner Wohnung. Ich berichtete ihm

Foto: Rob. Gnant
Im Museum

von meinem Ergebnis und drängte ihn darauf, seinen Verdacht aufzugeben, ich sei überzeugt, er habe seiner Frau nichts vorzuwerfen.

Daraufhin verließ er mit rotem Kopf das Zimmer, kam aber einige Sekunden darauf wieder zurück, richtete den Lauf seines Karabiners gegen meine Brust und schrie: «Wenn Sie nicht sofort diesen Rapport unterschreiben, schieße ich Sie über den Haufen.»

Er hatte offenbar selbst einen belastenden Rapport abgefaßt, der ihm zur Scheidung verhelfen sollte.

Es war mir sofort klar, daß ich es mit einem Fall von Geisteskrankheit zu tun hatte. Und nun wandte ich einen Trick an, der uralt ist und in jedem dritten Kriminalfilm geboten wird. Ich sagte: «Machen Sie was Sie wollen, aber vor dem Haus warten zwei Mitarbeiter von mir, die den Auftrag haben, in fünf Minuten heraufzukommen, um nachzuprüfen, ob alles in Ordnung sei.»

Dieser primitive Bluff wirkte. Mein Kunde ließ das Gewehr sinken, und ich verschwand mit affenartiger Behendigkeit rückwärts durch die Türe. In der nächsten Telephonkabine berichtete ich der Polizei von dem Vorgefallenen. Der Mann wurde interniert.

Wie ich dazu kam, gewisse heikle Situationen mit Blitzlicht und Foto- apparat festzuhalten

Es spielte sich vor einigen Monaten ab. Ich war einem jungen Mädchen auf der Spur, das seinen Bräutigam mit einem andern betrog. Ich war ihm schon einige Male gefolgt, konnte es aber nicht dabei ertappen, mit dem andern intime Zärtlichkeiten auszutauschen, die es erlaubt hätten, die Verlobung endgültig aufzulösen. An einem Abend, als es mit seinem Liebhaber in einem Park verschwand, folgte ich ihm wieder einmal nach. Die Nacht war dunkel, die Blätter der riesigen Bäume rauschten unheimlich und außer uns war kein Lebewesen wahrzunehmen. Sobald ich feststellte, daß das Pärchen stillstand, wartete ich einige Minuten und zog mich dann etwas zurück. Dann näherte

ich mich aus einiger Distanz und tat dergleichen, wie wenn ich meinem Hündchen Alex pfeifen würde. Von Zeit zu Zeit hielt ich an und rief: «Aaalex, Aaalex!» und pfiff wieder. Das ging so weiter bis ich vor dem Paar stand und diesem mit meiner Taschenlampe ins Gesicht leuchtete. Ich fragte sie, ob sie nicht einen kleinen schwarzen Hund gesehen hätten. Dann entfernte ich mich unter Entschuldigungen, gestört zu haben. Die Sache war jetzt klar, und ich faßte meinen Bericht ab, worauf der Bräutigam seine Verlobung brach.

Aber das dicke Ende folgte. Für mich nämlich. Die Familie der Braut klagte mich wegen Verleumung ein. Es habe sich bei dem Mädchen in jener Nacht um die Kusine der Braut gehandelt, welche für diesen Anlaß den Regenmantel von der Braut ausgeliehen hatte. Nachdem ich dann feststellte, daß diese Kusine der ehemaligen Braut gar nicht glich, war ich meiner Sache ganz sicher. Trotz allem wurde ich, obwohl es mit einem Freispruch endete, mit den Verfahrenskosten belastet. Die ganze Sache kostete mich gegen tausend Franken.

Von da an entschloß ich mich, solche Situationen nur noch photographisch festzuhalten. Das Risiko, in eine Schlägerei verwickelt zu werden, stieg damit aber beträchtlich. Darum rücken wir zu solchen Aktionen immer mindestens zu zweit oder dritt aus, je nach Postur des Observaten. So kann dann wenigstens noch rasch die wertvolle Kamera in Sicherheit gebracht werden.

Bei einem der ersten Versuche passierte es leider, daß das Blitzlicht schon losging, als wir uns noch nicht ganz hinzugeschlichen hatten. Das Paar roch natürlich Lunte und rückte aus.

Zu eigentlichen Prügeleien ist es bis jetzt nicht gekommen. Die Überraschung ist meist zu groß und das schlechte Gewissen der Überraschten tut das seine. Nach den ersten wilden Gebärden sinken die fuchtelnden Fäuste bald schlapp und traurig herab. Hin und wieder treten dann alle Beteiligten sogar gemeinsam den Heimweg an, nachdem ich den Sündern eine Standpredigt gehalten habe.

Das tägliche Brot des Privat-Detektivs

besteht tatsächlich in Überprüfung ehelicher Untreue. Dabei muß man sich aber nicht etwa vorstellen, daß wir dadurch die Zahl der Scheidungen vergrößern. Der Beweis der Untreue

Foto: O. Fontana
Im Restaurant

führt nämlich durchaus nicht immer zum Auseinandergehen, sondern in vielen Fällen wird nachher die Ehe auf ehrlichem Grunde wieder neu aufgebaut.

Ein Beispiel für viele: Eine Frau telephonierte mir aus Zürich, ob ich ihren Gatten überwachen könnte. Sie erzählte mir folgendes: «Seit etwa fünf Wochen ist mein Mann ganz verändert. Er nörgelt an allem herum, was ich mache. Jedes Mal, bevor er fortgeht, badet er und zieht sich um. Er kommt erst beim Morgengrauen nach Hause. Nun habe ich in einer Rocktasche meines Mannes ein Bahnbillet nach Winterthur gefunden. Ich weiß, daß eine frühere Freundin von ihm dort wohnt und ich vermute, daß diese meine Nebenbuhlerin ist.» Wir verabredeten, daß mir die Auftraggeberin nach Winterthur telephonieren solle, sobald ihr Mann abends frisch rasiert, parfümiert und mit neuem Hemd angetan die Wohnung verließe.

Von einer Paßphoto ließ ich mir vier kleine Kopien anfertigen und verteilte diese an meine Mitarbeiter. Unsere Klientin meldete bald darauf, ihr Mann habe soeben das Haus verlassen und werde wahrscheinlich mit dem 19.10 Uhr Zug in Winterthur ankommen.

Wir stellten uns, wie verabredet, am Bahnhof auf. Unserer zwei postierten sich an das Ende der Treppen, die vom Perron zu der Unterführung gehen. Die beiden andern warteten mit den Velo's an den Hauptausgängen. Es war verabredet, daß derjenige, der den Gesuchten zuerst entdeckte, als Zeichen seinen Hut in die Hand nehmen sollte. Der Zufall wollte es, daß der Gesuchte ganz in meiner Nähe ausstieg. Unser drei trotteten, uns ablösend, hinter dem Observaten her. Er bestieg einen Trolleybus, fuhr bis zur Endstation und wandelte dann beschwingten Schrittes in Richtung eines nahen Vorortes. Er verschwand in der Türe eines großen Mehrfamilienhauses. Nach einigen Minuten schlenderte ich ebenfalls an der Tür vorbei, überflog die Namensschilder und sah, daß tatsächlich jemand mit dem Namen, der von der Gattin genannten Freundin im zweiten Stock rechts wohnte.

Ich übertrug dem inzwischen mit seinem Velo angekommenen Kollegen die Überwachung und telephonierte nach Zürich. Dann brachen wir unsere Beschattung ab.

Wir empfingen den ungetreuen Gatten noch einige Male im Bahnhof Winterthur. Seine Wege waren stets dieselben. Um aber jede Ver-

wechslung auszuschließen, mußten wir die Geliebte immerhin zu Gesicht bekommen. Von der Gattin hatte ich erfahren, daß das in Frage stehende Fräulein 37 Jahre alt sei, ca. 170 cm groß, schwarze Haare und eine schlanke Figur aufweise. Sie sei, hörte ich im weitern, provozierend aufgemacht. Das heißt zwar nichts, denn das sagen die betrogenen Ehefrauen immer von ihren Konkurrentinnen, selbst wenn diese angezogen sind wie eine Vorsteherin eines alkoholfreien Restaurants.

Um ganz sicher zu gehen, paßte ich ihr eines Morgens vor ihrer Wohnung ab. Um halb acht Uhr trat sie aus dem Haus. Ihr Aussehen entsprach der Beschreibung, schwarze Haare, Figur jugendlich schlank, im übrigen sah sie sehr sympathisch aus.

Ich besprach nun mit meiner Klientin das weitere Vorgehen. Mein Rat, nicht zu scheiden, unter der Bedingung, daß ihr Mann die Beziehungen zu seiner Freundin abbreche, wirkte auf sie wie Erlösung. Sie übergab die Angelegenheit einem Rechtsanwalt. Dieser lud den Gatten unter einem Vorwand zu einer Be sprechung ein und dieser fand dann, zu seiner großen Überraschung dort auch seine Gattin. Der Anwalt nahm meine schriftlichen Rapporte aus der Registratur und las einige Auszüge vor.

Der Gatte fiel aus allen Wolken, er gab seine Verfehlung unumwunden zu. Als nun in diesem psychologischen Moment der Anwalt erklärte, seine Gattin wolle nicht scheiden, sie werde ihm auch diese Untreue nicht nachtragen, unter der Bedingung, daß er sofort abbreche, fiel auch dem Mann ein Stein vom Herzen. Er hätte die Beziehungen zu seiner Freundin schon lange gerne selbst abgebrochen, besaß aber nicht die moralische Kraft dazu.

Wie im Film

Ähnlich liegt folgender Fall: Da suchte mich vor kurzem eine Frau auf und klagte: «Mein Mann kehrt am Dienstag immer erst gegen den Morgen von seiner Kegelpartie nach Hause zurück. Neuerdings trifft er seine Kollegen auch am Freitagabend zum Jaß. Seine Kleider rochen früher nach Tabak, in letzter Zeit aber nach Parfum. Weitere Anhaltspunkte habe ich leider keine. Bitte überwachen Sie ihn bis die Jaßpartie begonnen hat.»

Das taten wir zwei Wochen lang. Er traf

seine Freunde tatsächlich, wie er seiner Frau angab, und das Spiel setzte sofort ein. Wie uns seine Gattin aufgetragen hatte, brachen wir die Überwachung dann ab.

Doch dann, nach zwei Wochen, blieben wir trotzdem noch etwas länger. Und jetzt sah ich plötzlich, daß er nach zwei Spielen aufstand, sich verabschiedete und davoneilte. Er schritt ohne zurückzuschauen einem Vorort der Stadt entgegen. Mit einem Schlüssel, den er bei sich getragen hatte, öffnete er die Türe eines Mehrfamilienhauses. Durch die Klargläser des Treppenhauses beobachtete ich ihn bis er wieder eine Wohnungstüre im obersten Stock öffnete.

Ich lauerte ihm auf, bis er sich morgens ein Uhr wieder auf den Heimweg machte.

Das nächste Mal traf er seine Kameraden wieder und verabschiedete sich auf die gleiche Art. Sobald er in der Haustüre jenes Mehrfamilienblocks verschwunden war, telephonierte ich seiner Frau. In knappen zehn Minuten standen wir beide unten vor der Türe. Wir drückten auf einen Knopf einer Parterrewohnung und verschafften uns so den Eingang, indem wir uns entschuldigten, die falsche Klingel erwischt zu haben. Dann setzten wir uns auf die Treppe, die zum Estrich führte und warteten.

Gegen zwei Uhr morgens vernahmen wir Geflüster in der Wohnung. Wir machten uns sprungbereit. Die Türe öffnete sich und der Mann schlich heraus. Seine Frau hatte sich auf den Treppenabsatz gestellt, so daß er auf sie stoßen mußte. Er stand noch einen Meter vor ihr, als ich ihn anrief. Er fuhr wie vom Blitz getroffen zusammen. Aber noch mehr erschrak er, als ich mit der Taschenlampe das Ganze beleuchtete und er sich plötzlich seiner Frau gegenüber sah. Ich hatte die größte Mühe zu verhindern, daß durch den jetzt entstehenden sehr lebhaften Wortwechsel nicht das ganze Haus geweckt wurde.

Wie meistens in solchen Fällen brauste der Mann beleidigt auf, daß man ihm nachgeschlichen sei. Als ich ihm jedoch noch von seinem Besuch das letzte Mal erzählte, begann er langsam kleiner zu werden. Die beiden leben heute wieder glücklich und zufrieden miteinander, denn seine Frau hatte ihm darauf seine Seitensprünge vergeben.

In solchen Fällen wirkt also meine Tätigkeit mit, eine Ehe zu sanieren. In andern Fällen wiederum wirken meine Rapporte deshalb beruhigend, weil sie beweisen, daß der Verdacht

durchaus unbegründet ist. Zu diesen grundlos Eifersüchtigen gehören vor allem Klienten in einem gewissen Alter. Es ist immer die gleiche Geschichte. Der Mann kommt in die sechzig, die Frau in die fünfzig. Er treibt schon lange keinen Sport mehr. Der Drang nach körperlicher Betätigung ist dem Wunsch nach Ruhe und Beschaulichkeit gewichen. Er ist infolgedessen kein Apollo mehr und er weiß es und das macht ihn mißtrauisch.

Die Frau ihrerseits verfolgt mit Kummer die Veränderungen ihrer Figur und hat Angst, von einer anziehenderen Konkurrentin ausgestochen zu werden.

Beide Gatten fürchten also, dem andern Teil nicht mehr zu genügen. Da braucht es dann nicht mehr viel und es schleicht sich ein ständig wachsender Verdacht ein.

Diese Angst ist fast immer grundlos und solche Klienten nehmen das Ergebnis meiner Nachforschungen mit Erleichterung entgegen.

Gelegentlich kommt die Sache anders heraus, als sich die Auftraggeber vorstellen. So gab uns vor einigen Jahren ein Monteur, der für eine bekannte Maschinenfabrik in der ganzen Welt Montagen besorgte, einen Überwachungsauftrag über seine Frau. Sie war Serviettochter in einem der besten Restaurants der Stadt, sah sehr anziehend aus und war stets elegant gekleidet.

Wir überwachten sie einige Tage lang am Morgen, einige Tage über Mittag und immer an den freien Nachmittagen und Abenden. Wir fanden genau heraus, was sie immer tat. Sie hatte in der Tat einen regen Verkehr, aber immer nur mit Freundinnen, mit denen sie Konditoreien besuchte oder gemeinsam ins Kino ging. Nichts, rein nichts tauchte auf, das auch nur den Verdacht der Untreue erweckt hätte. Unser Klient aber bestürmte uns mit Telegrammen aus Brüssel, Paris, Madrid und Lissabon.

Er wollte sich einfach mit unseren Berichten nicht zufrieden geben. «Suchen Sie weiter», sagte er immer wieder. Schließlich endete dieser Fall mit einer kleinen Sensation, denn plötzlich hörte ich, daß eine Scheidung ausgesprochen worden war. Unser Klient war es nämlich, der seine Frau während all der Jahre betrogen hatte. Wie sie darauf kam, weiß ich nicht, vielleicht ließ sie ihren Gatten während seinen Auslandsaufenthalten auch einmal beschatten.

An unserer Rechnung von Fr. 2000.– stot-

tert jener Geselle noch bis heute monatlich fünfzig Franken ab.

Gelegentlich will man mich dazu mißbrauchen, eine Untreue herbeizuführen, die gar nicht vorhanden ist. Hie und da schlägt mir einer meiner Klienten vor, als agent provocateur zu wirken, das heißt seine Gemahlin in Versuchung zu bringen. Aber auch schon Gattinnen gaben mir den Auftrag, ihren Ehemann durch eine junge, hübsche Frau verführen zu lassen, um dann Material für eine Scheidung in den Händen zu haben. Auf solche unsaubere Geschäfte lasse ich mich natürlich nicht ein.

Auch Diebstähle werden von mir aufgeklärt

Es gibt immer wieder Fälle, wo es einem Be- stohlenen nur daran liegt, den Diebstahl aufzudecken. Die Polizei möchte man aus dem Spiel lassen, weil das unerwünschte Aufmerksamkeit vieler erwecken würde.

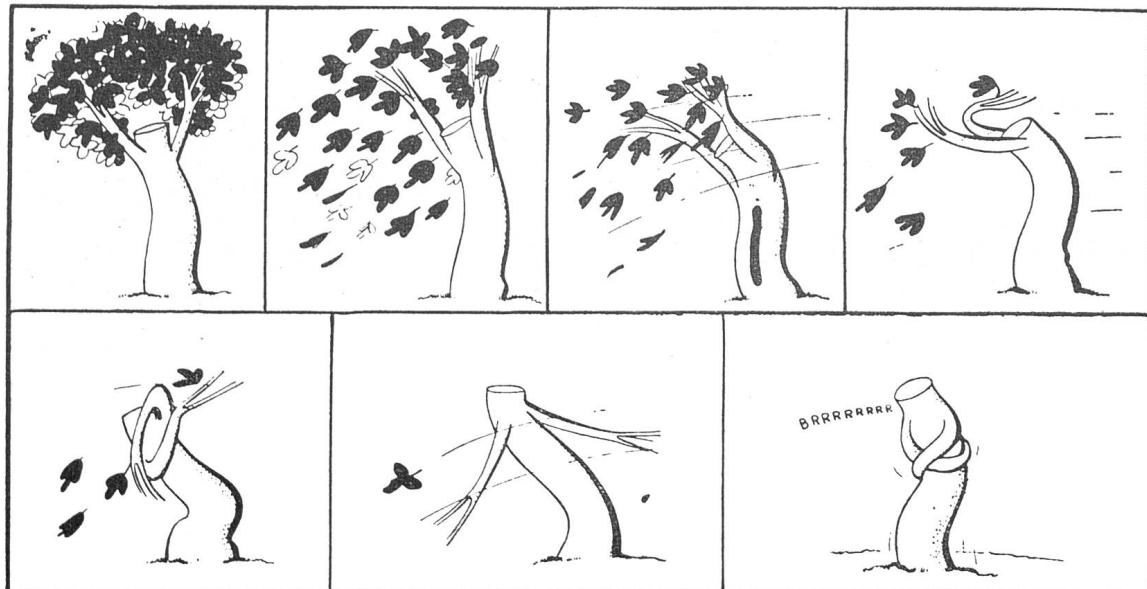
Ein Bekannter von mir ist Wirt. An einem Abend zieht er mich ins Vertrauen: «Jetzt sind mir in den letzten Monaten für fast 600 Franken Zigaretten gestohlen worden. Ich habe fünf Serviertöchter. Jede von ihnen hat zu einer anderen von fünf verschiedenen Schubladen, in welcher sie ihre Zigaretten haben, nur

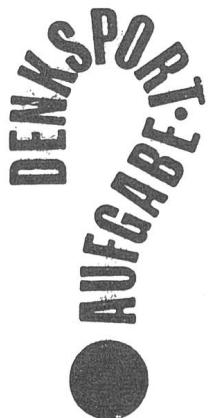
einen Schlüssel. Ich kann fast nicht glauben, daß es eine von ihnen ist.»

Zuerst kläre ich ab, an welchen Tagen die Zigaretten gestohlen werden. Bald stelle ich fest, daß es immer an den Tagen ist, da Susy Frühdienst hat. Mein Freund kann es aber fast nicht glauben, daß Susy die Zigaretten genommen haben könnte. Wir warten ab, bis wieder die Reihe an Susy ist. Dann bestreue ich nach Wirtschaftsschluß alle Päckli, die zuoberst liegen, mit einem Pulver. Ich streue es so fein, daß es niemand bemerken kann. Es braucht nur eine Spur davon auf die Fingerspitzen zu gelangen, so werden diese bei Kontakt mit Wasser sofort schwarz. Die Farbe läßt sich nicht ohne weiteres entfernen. Es ist übrigens die gleiche Methode, welche die Polizei verwendet.

Am andern Morgen warten wir beide in der Wohnung oben ab, bis wir Susy die Gläser vom vorhergehenden Abend spülen hören. Mein Freund steigt die Treppe voraus in die Wirtschaft hinunter. Er geht auf Susy zu, streckt ihr die Hand entgegen und sagt: «Guten Tag, Fräulein Susy.» Sie hat sich umgekehrt und gibt ihm ihre Hand. Er nimmt sie und hält ihr ihre schwarzen Fingerspitzen unter die Nase. Sie wird kreidebleich. Sie weiß sofort, was das zu bedeuten hat und beginnt, ohne das wir sie dazu auffordern, mit der Beichte.

Bilder ohne Worte





Verwickelte Verwandtschaft

Fünf Berufsoffiziere haben je eine Schwester. Von den Offizieren ist einer Divisionär, einer Oberst, einer Major, einer Hauptmann, einer Lieutenant.

Die Offiziere heißen Groß, Klein, Kurz, Lang, Schwer. Jeder ist mit einer Schwester eines der anderen Offiziere verheiratet.

Zum mindesten einer der Schwäger von Lang ist ein Rang höher als er.

Die Leibspeise des Hauptmanns sind Spargeln. Zwei Schwäger von Groß lieben Spargeln, ebenso wie die zwei Schwäger von Klein, aber die Schwäger des Divisionärs können Spargeln nicht ausstehen.

Klein und seine zwei Schwäger lieben Schwartenmagen, nicht so der Lieutenant.

Der Oberst und seine zwei Schwäger trinken gerne Dôle. Ebenso Klein und einer seiner Schwäger.

Der Divisionär erträgt keinen Dôle, er und seine Schwäger lieben Aigle.

Schwer liebt weder Schwartenmagen noch Aigle.

Die Frage: Welchen militärischen Rang bekleidete jeder der Herren und wie sind sie unter einander verwandt?

Auflösung Seite 70

Mein schwierigster Fall

In einem größeren Betrieb in Winterthur wurden am Anschlagbrett eine Reihe von anonymen Anschuldigungen gegen die Direktion angebracht. Ich erhielt den Auftrag, den Verfasser festzustellen. Zuerst ließ ich mir von sämtlichen 24 Schreibmaschinen des Betriebes den gleichen Text als Schriftprobe anfertigen. Dann untersuchte ich den anonymen Text mit dem Mikroskop auf Besonderheiten der Typen. Ich konnte dabei etwa 14 Merkmale un-

terscheiden. Zum Beispiel ein verändertes kleines a, ein etwas dickeres kleines g. Das kleine t stand außerdem immer zu steil. Der i-Punkt war nur zu drei Vierteln ausgefüllt und beim großen B fehlte die Hälfte des mittleren Verbindungsstriches. Es war dann relativ leicht, diejenige Schriftprobe zu finden, welche in diesen 14 Punkten übereinstimmte.

Als nächstes untersuchte ich mit dem Mikroskop die Härte der Anschläge der einzelnen Typen. Ich fand so heraus, daß die betreffende Person nicht mit zehn Fingern geschrieben hatte. Denn die Typen, die von den kleinen Fingern bedient werden, waren gleich stark wie die anderen, oder teilweise sogar stärker angeschlagen worden. Aber man schrieb auch nicht nur mit zwei Fingern und außerdem ist wahrscheinlich, daß der Täter an der linken Hand einen Siegelring trug. Die Typen, welche von dem Siegelring-Finger bedient werden, waren besonders stark geschlagen. Von den so noch in Frage kommenden Personen mußte jeder unter irgend einem Vorwand einen Text mit der Schreibmaschine des Täters schreiben. Die Schriftproben verglich ich wieder unter dem Mikroskop auf den Anschlag hin.

Es blieben darauf noch vier Verdächtige, von denen einer besonders hervorstach, weil ihm die in Frage stehende Maschine zugeteilt war. Der Direktor unternahm jetzt einen Bluff. Er bestellte den Betreffenden auf sein Büro und kam auf die Sache der anonymen Briefe zu sprechen. Er überraschte den Angestellten mit der Behauptung, daß die Schrift von einem Experten auf verschiedene Arten untersucht worden sei. Das Resultat der Untersuchung sei eindeutig ausgefallen und der Täter bekannt. Der Mann war völlig überrumpelt und gab zu, der Schreiber gewesen zu sein.

Der Direktor war durch den Erfolg unserer Nachforschungen so erfreut, daß er dem Missetäter anerbte zu bleiben, für den Fall, daß er auf dem gleichen Anschlagbrett sich für seine Briefe entschuldige.

Eine Frau brachte mir einige Briefe und behauptete, daß eine Mieterin im unteren Stock ihre Briefe aus dem Kasten angle und lese. Sie brachte mir auch einige Vergleichsabdrücke auf Zeitschriften, die sie sich von der Nachbarin verschafft hatte. Die Briefumschläge hängte ich in einen Behälter, in welchem Jodkristalle verdampft werden. Das Jod macht mit den Fingerabdrücken eine Farbreaktion und so werden diese sichtbar. Nach bestim-

ten Grundregeln werden die Fingerzeichnungen eingeteilt. Nachdem die Joddämpfe eine Viertelstunde eingewirkt hatten, photographierte ich die herausgekommenen Abdrücke und begann mit dem Vergleichen.

In diesem Fall konnte ich der Frau den einwandfreien Beweis erbringen, daß ihre Nachbarin die Briefe sicher nie in den Fingern gehabt hatte.

Die Wirkung eines Inserates

Ich würde übertreiben, würde ich sagen, ich sei der geborene Privatdetektiv. Als mein Vater starb, hinterließ er sechs unmündige Kinder. Meine Mutter konnte natürlich nicht für uns alle aufkommen. Ich verlebte deshalb meine Jugend im Waisenhaus der Stadt Schaffhausen, wo ich als Zwanzigjähriger meine Lehre als Elektrozeichner abschloß.

Ich hatte es sehr schön in diesem Waisenhaus und ich denke jetzt noch gerne an meine besonnte Jugendzeit. Als ich dann nachher zu meiner Mutter zog, verbrachte ich immer noch einen großen Teil meiner Zeit im Waisenhaus. Die Anstaltseltern hatten mir ein Zimmer beibehalten. Dort stieg ich fast immer über Samstag/Sonntag ab, um bei der Organisation der Hausarbeiten mitzuhelpen. Der Magnet, der mich dorthin zog, hieß Anna. Sie verteilte an die älteren Mädchen die Arbeiten in der Küche und leitete andere zu Strick- und Flickarbeiten an.

Ich hatte mich schon als Jüngling in sie verliebt und jetzt wurden wir zusammen ein gut funktionierendes Team. Im März 1947 heirateten wir. Meine Arbeit als Elektrozeichner befriedigte mich aber nicht recht. Ich begann den Stellenanzeiger durchzusehen. An einem Abend, mein Bruder war gerade zu Besuch, entdeckte ich ein Inserat, in dem Polizeirekruten gesucht wurden.

Mein Bruder wurde eingestellt, mich wollten sie nicht, weil ich schon eine Familie hatte.

Dennoch wurde jenes Inserat für mein künftiges Leben entscheidend. Mein Bruder erzählte mir alles von seiner Ausbildung. Er lieh mir einige Bücher, andre schaffte ich mir selbst an, und so besaß ich nach einigen Monaten eine kleine Bibliothek über das Gebiet der Kriminalität und den Beruf des Detektiven.

Im Frühling 1949 stieß ich in der Allgemeinen Volkszeitung auf folgendes Inserat:

Internationaler Privat-Detektiv-Verband

Werden Sie Privat-Detektiv

Wir bilden Sie innert einem Jahr zum Privat-Detektiven aus. Diplomabschluß. Mitglieder und Korrespondenten in allen Weltteilen. Besprechungen nur auf vorherige Anmeldung.

Der Direktor: Schubiger W., Splügenstraße 10, St. Gallen.

«Das wäre etwas», dachte ich, «wenn ich ein solches Diplom in der Hand hätte.»

Ich meldete mich für den Kurs an. Nach Einzahlung von 180 Franken wurde mir darauf während zwölf Monaten jede Woche ein acht Seiten starkes gedrucktes Heftchen zugestellt. An den Beispielen sieht man sofort, daß sie deutscher Herkunft sind. Sie enthalten theoretische Lektionen, wie Ermittlungen, Kriminalpsychologie, Polizeihunde-Dressur usw. Am Schluß sind meistens ein bis zwei Aufgaben gestellt, die man lösen muß. Der Inhalt ist vielleicht nicht falsch, nur nicht gerade für die Praxis eines schweizerischen Privatdetektiven zugeschnitten.

In der Lektion über den Mord steht zum Beispiel bei der Frage «Wann wurde der Mord verübt» unter anderem folgendes: «*Im Magen ist nachzusehen, was er enthält, und wie weit die Verdauung fortgeschritten ist.*»

Abgesehen davon, daß ein Privatdetektiv bei uns keine Gelegenheit hat, in der Praxis an Mordfällen mitzuwirken, ist auch nicht angegeben, wie man es anstellen muß, um in den Magen eines Leichnams hineinschauen zu können, oder gar, wie man die Verdauung beurteilen kann. Der folgende Ratschlag hingegen ist sehr einleuchtend (es geht wiederum um die Ermittlung des Zeitpunktes der Mordtat): «*Wann wurde der Getötete zuletzt lebend und wann zuerst als Leiche gesehen? In der Zwischenzeit muß die Tötung geschehen sein.*»

In der Lektion «Beobachtung – Ueberwachung» heißt es unter Nachtlokal:

«*Unter Nachtlokalen versteht man Lokale ohne Schankeraubnis, die sich in einer Privatwohnung oder in einem Büro, Geschäft, Kel-*

ler usw. befinden und meistens bis 6 Uhr früh in Betrieb sind. Da ihre Existenz natürlich geheim gehalten wird, so werden ihre Gäste von sogenannten Schleppern, auch Anreißer genannt, aber auch von Chauffeuren, zugeführt. Die Schlepper sprechen nachts Personen, die ihnen kapitalkräftig und vergnügungssüchtig erscheinen, an und bringen sie in das Lokal. Sieht man nun, daß der Observat angesprochen wird und mitgeht, so geht man einfach mit.

Man darf sich aber nicht betrunken stellen, denn Betrunkene werden des Krakeels wegen nicht gern gesehen. Im Lokal selbst achte man auf die Zeche des Observaten. Es wird dort meist nur Sekt ausgeschenkt. Nachtlokale besitzen auch oft mollig-pervers ausgestattete Kuppelzimmer, in denen mit den anwesenden Mädchen, die ebenso reizvoll wie dünn bekleidet sind – fast nur Prostituierte –, gegen Entgelt der Beischlaf ausgeübt werden kann. Man muß nun genau auf ein etwaiges Entfernen des Observaten achten, da sich hier leicht die Möglichkeit bildet, einen Ehebruch festzustellen, wenn der Auftraggeber es auf diese Feststellung abgesehen hat.»

Aus diesem Beispiel sieht man, daß die Lektionen nicht für schweizerische Verhältnisse geschrieben sind.

Nach einem Jahre wurde mir die Diplomarbeit zugesandt, die aus fünf Aufgaben bestand. Eine Aufgabe bestand in der Entzifferung einer einfachen Geheimschrift, eine andere in der Beurteilung eines Briefbogens. Darauf hin erhielt ich folgenden Brief:

«Sie haben somit Ihre Prüfung mit dem Prädikat «sehr gut» abgeschlossen und wir gratulieren Ihnen zu Ihrem Erfolge. In der Beilage finden Sie nun Ihr Diplom, das sich sehr schön einrahmen läßt.

Mit freundlichem Gruß
Der Direktor: Schubiger W.

Das Diplom war tatsächlich ansprechend aufgemacht und eignete sich vorzüglich zur Einrahmung. Es machte den Eindruck eines wichtigen Dokumentes und war mit dem entsprechenden komplizierten Hintergrund versehen. Es war hellgrün, der Text dunkelgrün, das Format ca. 30 auf 40 cm.

Schwierigkeit bei der Geschäftsgründung

Wie sollte ich nun bei meiner Geschäftsgründung vorgehen? In Zürich gab es schon verschiedene Büros, das wußte ich. Vielleicht war Winterthur, wohin ich inzwischen mit meiner Frau und meinen drei Kindern gezogen war, ein besserer Boden. Ich schlug das Telephonbuch nach, in der Hoffnung, noch keinen Privatdetektiven zu finden. Zu meinem Erstaunen war aber bereits ein solcher aufgeführt.

Am nächsten Tag rief ich ihn an. Ich erwartete, daß er auf meinen Plan, ein Konkurrenz-Unternehmen zu gründen, sauer reagieren würde, aber das Gegenteil trat ein, er war die Freundlichkeit selbst.

«Selbstverständlich werden wir uns verständigen, oder wissen Sie was, ich bin anderweitig so kolossal engagiert, daß ich Ihnen mein Büro abtreten könnte. Selbstverständlich werde ich Ihnen einen Freundschaftspris machen.»

Sein Freundschaftspris betrug Fr. 14 000.–, und ich besaß keinen Rappen! Davon hatte er allerdings keine Ahnung. Mein Partner in spe schlug mir nun vor, bei ihm als Praktikant einzutreten. Auf Rat meines Bruders erkundigte ich mich aber, bevor ich weitere Schritte unternahm, bei der Justizdirektion über meinen zukünftigen Teilhaber. Dabei erfuhr ich, daß dem Betreffenden die Ausübung seines Berufes auf Lebenszeit verboten worden sei.

Als ich dem Manne das Ergebnis meiner Erkundigung bekannt gab, ertrug er den Schlag

Da musste ich lachen . . .

Ich steige an einer Endstation ins Tram. Es regnet wieder einmal in Strömen. Der sitzende Kondukteur hatte die Mütze abgenommen und neben sich liegen. Sein Haar triefte vor Nässe, und ich fragte voller Mitleid: «Händ Sie jetzt müese i de gruuwig Räge use, daß Sie so naß sind?» «Ich, warum?» «Ires Haar isch doch ganz naß?» Etwas beleidigt kam die Antwort: «Nei, nei, was dänket Sie au, mis Haar isch nüd naß, das isch Brillantine», und liebevoll strich er mit der Hand über seine Haare.

H. G. in L.

wie jemand, der es gewohnt ist, Unannehmlichkeiten einzustecken.

Einige Tage darauf finde ich im «Winterthurer Tagblatt» das folgende Inserat: «Diplomierter Privatdetektiv stellt sich für Information und Überwachung zur Verfügung.»

«So ein Zufall», dachte ich, «bis heute keiner – abgesehen von X, der sich schwarz betätigte –, und jetzt, wo ich mich entschlossen habe zu etablieren, taucht bereits ein zweiter auf.»

Es kam aber noch ärger. Es vergingen keine zwei Tage, so kündigte wieder einer an, daß er sich für Aufträge als Privatdetektiv empfehle. Nun mußte etwas geschehen. Ich schrieb den beiden Konkurrenten und lud sie zu einer Sitzung in meine Wohnung ein. Unsere Versammlung fand im November 1951 statt. Jeder meiner Kollegen hatte einen ebenfalls diplomierten Berufsfreund mitgebracht. Alle vier hatten, wie ich, noch einen Hauptberuf; einer war Werkstattschreiner, ein anderer Maurerpolier, der dritte Textillaborant, an den Beruf des vierten erinnere ich mich nicht mehr.

Ich entwickelte nun meinen Plan. «Wir gründen», sagte ich, «zusammen eine Firma. Das Büro wird in diesem Zimmer eingerichtet. Wir alle arbeiten nebenamtlich, nämlich in der Freizeit. Das Eröffnungsdatum setzen wir auf den 1. April 1952 fest, denn es gilt noch etwas Bargeld zusammen zu sparen für Dinge, die bei einer Geschäftsgründung nötig sind: Briefbogen mit gutem Kopf, Visitenkarten, Telefon, Postfach.»

Zu meinem Erstaunen tauchten während der Vorbereitungszeit ständig neue diplomierte Privatdetektive auf. Ich wollte der Sache auf den Grund gehen und schrieb der Firma Schubiger, daß ich wegen Gründung eines Privatdetektivbüros Mitarbeiter einstellen wolle und bat um die Liste der im letzten Jahre diplomierten Schüler. Die Liste kam tatsächlich. Aus ihr konnte ich ersehen, daß im letzten Jahr sage und schreibe 400 Diplome verliehen wurden. Auch meine Geschäftspartner waren darunter. Das erklärte mir alles.

Langsamer Aufstieg

Unsere Vorbereitungsarbeiten waren kaum begonnen, erhielten wir den ersten Auftrag. Einer meiner Mitarbeiter hatte in der Innerschweiz einen Bekannten, der eine Sägerei besaß. Diese war einige hundert Meter von seinem Wohn-

haus entfernt und weitherum alleinstehend. Immer wieder wurde aus der Sägerei Holz gestohlen. Es war an einem Abend kurz vor Weihnachten, als wir mit unserem schweren Koffer, gefüllt mit den notwendigen Material, die Ortschaft erreichten. Sobald sich die Dorfbewohner ins Bett gelegt hatten, begannen wir mit unserer Arbeit. Es schneite wie verrückt, und die Schneeflocken waren hart wie Hagelkörnchen. Das Thermometer stand auf minus 10 Grad. Wir montierten ein elektrisches Alarmsystem, so daß im Hause des Schreinereibesitzers eine Alarmglocke anschlug, sobald eine Tür oder ein Fenster nach Arbeitsschluß geöffnet wurden. Bis zum Morgengrauen mußte es funktionieren. Von den Einheimischen, nicht einmal von den Angestellten und Arbeitern, durfte einer davon wissen. Wir schwitzten trotz der bissigen Kälte. Aber es freute mich, daß ich meine Fachkenntnisse anbringen konnte. Unsere Rechnung betrug 320 Franken. Heute würde ich mehr verlangen. Unsere Spesen betrugen für die Reise und das Material allein 120 Franken. Im Augenblick aber war für mich das Wichtigste, daß etwas lief.

Einige Wochen später erfuhr ich, daß dank meiner Installation an einem Samstagabend der Dieb erwischt wurde. Dieser Erfolg gab auch uns zusätzlichen Auftrieb.

Das war nötig, denn das Geschäft entwickelte sich sehr schleppend.

Wir verschickten auf den 1. April an alle Rechtsanwälte der Gegend einen Einführungsbrief, ein ähnliches Schreiben ging an die städtische und kantonale Polizeibehörde und an die Justizdirektion des Kantons. Im «Landboten», im «Stadt-Anzeiger» und in der «Thurgauer Zeitung» erschienen je sechs Inserate.

Das alles kostete eine Menge Geld, aber man darf nicht kleinlich sein, wenn man ein Geschäft gründet.

Wir hatten abgemacht, uns immer nach Arbeitsschluß vor unserem Postfach zu treffen, um die Aufträge zu verteilen. Am 1. April trafen wir fast alle gleichzeitig ein; als wir das Postfach öffneten, lagen nur zwei Briefe darin. Nun, jedes Geschäft hat seine Anfangsschwierigkeiten. Die beiden Briefe waren immerhin ein Beweis dafür, daß die Gründung der ADAG – so hatten wir unser Geschäft getauft – nicht unbemerkt vorbeigegangen war.

Während ich den ersten Brief aufriß, überlegte ich mir, ob ich wohl den ersten Fall selbst erledigen oder einem Kollegen zuweisen sollte.

Meine Kollegen schauten gespannt zu, als ich mit zwei Fingern einen Zettel aus dem Couvert fischte; darauf war mit Kleister unser ausgeschnittenes Inserat aufgeklebt. Der Verlag des «Pfäffiker Anzeigers» empfahl sich höflich, das Inserat auch in seinem Blatte erscheinen zu lassen.

Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich aus dem zweiten Brief den gleichen Zettel herauszog. Diesmal empfahl sich der «Tages-Anzeiger» für die gleichen Dienste.

Etwas benommen gingen wir auseinander. Das hatten wir nicht erwartet.

Am nächsten Tag befand sich nichts in unserem Postfach, auch am übernächsten nicht. Dann endlich, nach einigen Tagen, lag ein Brief da. Er enthielt ein gedrucktes Formular, durch das ich aufgefordert wurde, der AHV die notwendigen Unterlagen zwecks Festsetzung der Beiträge einzusenden.

Zwei Wochen lang trafen wir uns jeden Abend, und gingen nachher deprimiert nach Hause. Da, am 14. April, lag ein schöner, weißer Briefumschlag im Fach. Hurra, ein Auftrag! Der Inhaber der Sägerei, mit dem wir vorher zu tun gehabt hatten, hatte einen Arbeiter eingestellt und wollte nun herausfinden, warum dieser seine vorige Stelle verlassen habe. Die Sache war einfach. Ich besuchte diesen Arbeitgeber, gab mich als Verkäufer eines Abzahlungsartikels aus und fragte, ob der Mann seriös sei. Nach wenigen Minuten wußte ich, daß man es mit einem tüchtigen, ehrlichen, fleißigen Mann zu tun habe.

Mein Klient war über das Ergebnis meiner Nachforschungen befriedigt.

Und nun begannen die Aufträge herein zu tröpfeln. Hauptsächlich Informationsaufträge. Da erkundigte sich zum Beispiel ein Bräutigam über die finanziellen Verhältnisse der Familie seiner Braut.

Fast immer gebe ich mich als Versicherungsagent aus oder als Vertreter einer bekannten Möbel- oder Haushaltmaschinenfabrik. Ich komme dann um eine Information über ein anderes Glied der betreffenden Familie, das einen größeren Kauf auf Kredit tätigen will, zu erhalten. Sobald ich das Gefühl habe, daß ich an eine vertrauenerweckende Person geraten bin, die vernünftig Auskunft gibt, ohne sogleich Partei oder Richter über die betreffende Familie spielen zu wollen, dehne ich das Gespräch etwas aus und komme auf die Person, die mich interessiert. In der Regel besuche ich etwa

fünf Familien in der näheren Nachbarschaft und einige Läden in der Gegend.

Von Mitte Mai bis Ende Juni erhielt ich fünf Informationsaufträge, und mit der Zeit begann das Geschäft in bescheidenem Maße zu florieren. Die Einnahmen betrugen 400 bis 500 Franken pro Monat. Am lukrativsten waren die Überwachungen, denn diese dauerten oft einige Monate. Es war aber häufig nötig, sie während meiner Arbeitszeit auszuführen. Daher stellte ich einen meiner Brüder als vollamtlichen Geschäftsvertreter an. Vorher war er in einer Garage als Mechaniker tätig gewesen; jetzt verdiente er bei mir zwar auch nicht mehr, fand aber die Arbeit unterhaltender.

Nicht mehr fix besoldet, dafür selbstständig

Inzwischen wurde mir im Geschäft nahe gelegt, mich von meiner Detektivtätigkeit zurückzuziehen. Zuletzt stellte mich der Direktor vor die Wahl: mein Detektivbüro zu schließen oder den Anstellungsvertrag zu kündigen. Ich besprach die Angelegenheit mit meiner Frau. Wir hatten bereits vier Kinder, und es brauchte allerhand Kühnheit, um eine sichere, pensionsberechtigte Staatsstelle gegen eine unsichere Existenz zu vertauschen. Ich wagte aber den Schritt.

Heute ist es so, daß nicht nur ich, sondern auch meine vier Mitarbeiter Arbeit haben. Ich bezahle ihnen einen Stundenlohn von drei Franken, und zwar vierzehn Tage nach Eingang des Rechnungsbetrages. Sie müssen deshalb oft auf ihr Salär warten, das tun sie aber geduldig, denn auch sie haben Freude an ihrem Beruf. Meine Frau und ich sind glücklich, als selbstständige Unternehmer leben zu können, auch wenn wir uns nach allen Seiten einschränken müssen.

Auch die Anwälte haben teilweise ihre Reserve aufgegeben. Heute arbeite ich regelmäßig mit vier Advokaturbüros. Immer häufiger kommt es auch vor, daß mir die Polizei Kunden zuhält, das heißt, daß sie Klienten, die sich mit Wünschen an die Polizei richten, denen diese nicht entsprechen kann, an mich leitet.

Früher stand in meinem Büro nur ein Tisch, an dessen Beinen ich Karton angenagelt hatte, damit er eher einem Pult gleiche. Heute besitze ich eine richtige Büroeinrichtung, einen Stadtplan, Wandkarten, das Telo und den Autoindex.